Joseph Kopf : Versuch einer Autobiografie

Autor(en): **Kopf, Joseph**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): **- (1978)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-948641

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

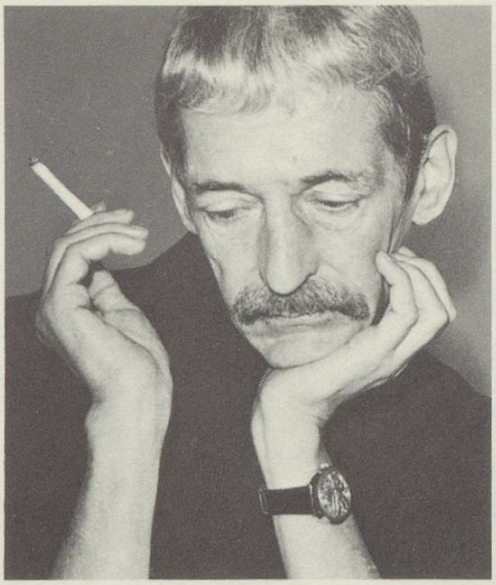
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Joseph Kopf: Versuch einer Autobiografie



Der nachfolgende Versuch einer Autobiographie entstammt dem neuen Gedichtband «dem kalten sternwind offen» des weit über die Landesgrenzen hinaus geschätzten St.Galler Lyrikers und Hebelpreisträgers Joseph Kopf. Diese vielbeachtete Buchneuheit, illustriert mit Kupferstichen von Kurt Otto Wolf, ist im September dieses Jahres im Zollikofer-Fachverlag erschienen. Sie bot auch den aktuellen Anlass, den Autor in der «Gallusstadt» vorzustellen.

Wenn man Biografisches über sich selbst berichten soll, merkt man erst, wie wenig man sich eigentlich um den äusserlichen Lebensablauf gekümmert hat. Weit leichter fiele es mir zum Beispiel, über Mallarmé, Rimbaud, Baudelaire oder Trakl zu berichten, und wenn von mir gar Jahreszahlen verlangt wurden (etwa anlässlich einer Preisverleihung oder, öfter, bei den nie abreissenden Bewerbungen um irgendeine Arbeit), tat sich vor mir stets ein Abgrund auf. Zwar standen das Geburtsjahr fest, die sechs Primarschul- und fünf Gymnasialjahre ebenfalls – sogar ein anschliessendes einjähriges Bankvolontariat (unter welcher Bezeichnung man mir nachsichtigerweise ein Zeugnis für die vorzeitig abgebrochene Lehre ausgestellt hatte) bewegte sich noch im Rahmen der biografisch gesicherten Existenz. All dies hatte sich ja auch in St.Gallen abgespielt, unter den Augen meiner an Ordnung gewöhnten Eltern, aber dann

folgten schon bald die Risse, Sprünge, Erinnerungslücken, die es bei den erwähnten Gelegenheiten möglichst zu verbergen galt. Zuerst halfen noch die Eintragungen in den Pässen (ich besitze als Doppelbürger zwei, einen österreichischen und einen schweizerischen), später die Jahreszahlen in Gedichtbändchen und Anthologien, aber welche von diesen Dokumenten retteten sich schon über die Zeit hinweg. Pässe habe ich vier oder fünf verloren, die Büchlein sind alle vergriffen, oder ich habe sie verschenkt, oder sie sind bei einem der zahlreichen Um- und Auszüge einfach liegengeblieben. So gibt es kaum einen hoffnungsloseren Autobiografen als mich.

Geboren wurde ich also 1929 in St.Gallen, wohin Vaters Mutter nach dem Zusammenbruch des grossväterlichen Stickereibetriebes im vorarlbergischen Götzis und dem wohl darauf zurückzuführenden frühen Tod ihres Mannes mit den vier unmündigen Kindern mehr geflohen als übersiedelt war. Dies geschah um die Jahrhundertwende, in der Zeit der grossen Stickereikrise, wie man mir erzählte, und ganz verzieh ich meiner Grossmutter jenen heimlichen (und tatsächlich nachts mit einem ausgeliehenen Pferdefahrzeug erfolgten) Exodus aus Vorarlberg nie. Ich unterschob ihr als Motiv Stolz, was vielleicht doch nicht so ausschliesslich zutraf, sie hatte es in meinen Augen einfach nicht ertragen, arm in dem Land zu leben, in dem man einst zu den Reichsten und Angesehensten gehörte – ich machte sie für den Verlust einer Heimat verantwortlich, als die ich Vorarlberg in meiner Traumwelt immer mehr empfand. Jedenfalls musste ich als Kind mit ebensoviel Verlegenheit wie Mitleid zusehen, wie mein 1912 oder 1913 in der Schweiz eingebürgerter Vater (gegen den in Österreich noch ein Haftbefehl wegen Nichteinrückens zum Ersten Weltkrieg bestand) von den Höhen des St.Galler Rheintals auf seinen Geburtsort Götzis hinabblickte und weinte. Wahrscheinlich übernahm ich dieses Heimatgefühl also von ihm.

Dagegen liebte ich meine andere Grossmutter, sie stammte aus Stuttgart und hatte bei einer herrschaftlichen Familie in St.Gallen «gedient», wie man damals sagte – eine wunderbar gütige, bescheidene und stille Frau. Als sie krank geworden war, durfte abwechslungsweise jeden Tag eines von uns drei

Geschwistern bei ihr im Zimmer essen, und uns allen wäre es als eine der grössten denkbaren Strafen erschienen, hätte man uns dieses Vorrecht entzogen. Nach ihrem Tod stahl ich mich nachts an ihr Bett, neben dem noch die Versehkerzen brannten, berührte ihr Gesicht und ihre Hände und kam mir in St.Gallen doppelt verloren vor.

Bleibt noch der Vater meiner Mutter. Er stammte aus Luzern, war auch ein armes Kind gewesen, hatte in seiner Jugend als Bursche für alles auf einem Vierwaldstättersee-Dampfschiff eine gewiss nicht leichte Zeit verlebt. Später arbeitete er sich in St.Gallen vom Lehrling zum Prokuristen einer Versicherungsfirma empor. Er war leidenschaftlicher Gärtner, las täglich mehrere Zeitungen und beschäftigte sich sonst nur mit Büchern historischen Inhalts, deren er eine grosse Anzahl besass. Mit welchen Problemen er sich befasste und wofür er eine Lösung suchte, weiss ich nicht.

Soweit die mir bekanntgewordenen Bruchstücke aus der Familienchronik. Nachzutragen wäre lediglich, dass mir mein Vater einmal erzählte, ein Vetter von ihm, der nach Amerika ausgewandert war, habe dort Stammbaumforschung betrieben und sei dabei auf jüdischen Ursprung gestossen. Dieser Gedanke, gegen den ich mich schon wegen meines gefährdeten Heimatbildes zuerst heftig wehrte, liess mich bis heute nie ganz los.

Nach dem missglückten Gymnasium und der ebenfalls missglückten Banklehre erzwang ich von meinen Eltern, dass sie mich nach Vorarlberg gehen liessen. Man brachte mich dort bei einem Jugendfreund meines Vaters, einem Landwirt in Götzis, unter, ich liebte die Arbeit und fühlte mich in dem damals noch kleinen Dorf daheim. Ein Jahr lang blieb ich dort, wurde vor allem von den alten Leuten, die meinen Grossvater noch gekannt hatten (er muss ein ebenso überspannter wie grossherziger Mann gewesen sein, der den Heimstickern nie die üblichen Abzüge für fehlerhafte Arbeiten machte) eher wie ein Zurückgekehrter als wie ein Fremder behandelt – dann trieb es mich, wie so viele junge Vorarlberger, nach der Hauptstadt Wien. Ich lebte dort ebenfalls ein Jahr, versuchte, die versäumte Matura nachzuholen, was aber nicht gelang, und auch sonst fasste ich

nicht Fuss. Immerhin konnte ich im Terra-Verlag meinen ersten Gedichtband veröffentlichen, er hiess «Nocturne» und enthielt Verse, die ich zum Teil schon mit fünfzehn Jahren schrieb. Sie zählen nicht zu dem, dessen Bewahrung mir am Herzen liegt. Übrigens war mir meine jüngere Schwester Trude nach Wien gefolgt und nahm dort an der Musikakademie Klavierunterricht. Sie blieb auch, als ich nach Vorarlberg zurückkehrte – ich hatte mich in eine Lehrerin aus Feldkirch verliebt, wollte sie heiraten und nahm deshalb eine Stelle in der Bregenzer Filiale der Creditanstalt-Bankverein an. Mein Ehrgeiz war so gross, dass man mich nach fünf Jahren zum jüngsten Zeichnungsberechtigten des ganzen Instituts machte, aber als jene Liebe wohl durch meine katastrophale Schüchternheit Frauen gegenüber zugrunde ging (ganz vergessen konnte ich das Mädchen allerdings nie) erlosch auch mein Interesse für die Bank. Ich lebte einige Monate in Italien, machte eine längere Reise nach Spanien, arbeitete als Magaziner in einer Zürcher Migros-Filiale und war alles in allem ratlos wie kaum je zuvor. Schliesslich ging ich zu «meiner» Bank zurück, diesmal in die Salzburger Niederlassung, doch es liess sich nicht mehr an die glückliche Zeit in Bregenz anknüpfen, vor dem Verlauf eines Jahres war es mit der Bankkarriere endgültig vorbei. Nach einem neuerlichen Aufenthalt in Italien fand ich mich wieder in Wien.

Inzwischen waren, 1954 und 1955, im St.Galler Eirene-Verlag zwei weitere Bändchen («Gedichte» und «Lieder aus grauen Gärten») erschienen, und auch sonst änderte sich viel. Hermann Hesse sandte mir nach Wien ein sehr freundliches Empfehlungsschreiben, und dieses öffnete mir beim Ministerium für Unterricht und Kunst weit die Tür. Man unterstützte mich nicht nur finanziell, sondern auch moralisch – ich lernte gütige alte Schriftsteller wie die ehemaligen Rilkefreunde Max Mell und Felix Braun kennen, bekam einen Preis des Wiener Kunstfonds und war plötzlich nicht mehr allein. Auch Ernst Fuchs begegnete ich damals, er war noch kaum berühmt und hatte im Alteisenlager seines Vaters neben dem Theater an der Wien eine anspruchslose Galerie eingerichtet, deren Betreuung er mir übertrug. So kamen neue Bekannte hinzu: Fritz

Hundertwasser, Anton Lehmden, Friedrich Gulda, Dr. Heer von der «Furche» – und nicht zu vergessen der Kantor der jüdischen Kultusgemeinde, bei dem ich den ersten Hebräisch-Unterricht erhielt. Die Pianisten Hanns Kann und Friedrich Gulda, die Professorin meiner Schwester Stella Wang, Hundertwasser (oder Stowasser, wie er sich damals noch nannte) sowie Ernst Fuchs waren alle Juden oder Halbjuden, und ich fühlte mich in ihrer Gesellschaft wohl. Ich befasste mich damals mit dem Talmud, er wusste auf viele meiner drängenden Fragen eine Antwort, und so war nach einigen Jahren meine Übersiedlung nach Israel ein fast selbstverständlicher Akt. Ich lernte sechs Monate in einem Ulpan Hebräisch, hielt den kommunenartigen Betrieb im Kibbutz aber nicht aus und fand durch Vermittlung eines in Beer-Sheva wohnenden Schwiegersohnes des mir damals noch unbekannten St.Galler Malers Ben Ami Arbeit in einer Versuchsfarm am Südende des Toten Meers. Es ging vor allem darum zu erforschen, welche Kulturen sich mit dem salzhaltigen Wasser der dortigen Quellen heranziehen liessen, wir hausten zuerst in zwei ausgedienten Wohnwagen, und ich war trotz der sommerlichen Hitze von 60 Grad im Schatten glücklich. Wenn in regelmässigen Abständen der dort bekannte «Wüstenkoller» auftrat, ging ich für einige Tage in die damals noch bescheidene kleine Wüstenstadt Beer-Sheva oder nach Jerusalem. In Beer-Sheva hatte ich mich mit Betty Knut, einer Enkelin des früheren russischen Aussenministers Molotow, angefreundet, sie betrieb dort ein Nachtlokal ohne jede erotische Attraktion, ich liebte diese tief unglückliche Frau, die ebenso wie ihr Mann dem Rauschgift verfallen war. Sie vertraute mir ihre Angst an, bald an einem Herzleiden zu sterben, aber ich glaubte ihr nicht. Als ich jedoch (für die Dauer des Sechstagekrieges, in dessen sicherer Erwartung ich einen Tag vor dem Ausbruch gerade noch hatte hinfliegen können) nach ihr fragte, war sie schon tot.

Jerusalem wiederum gab mir ein Gefühl, das sich kaum beschreiben und schon gar nicht jemandem erklären lässt, der keine ähnlichen Erfahrungen gemacht hat. Ich empfand dort wirklich eine Art von Gegenwart Gottes und war erschüttert, als ich in einem Roman des emigrierten polnischen Schriftstel-

lers Marek Hlasko (er fand sich in Israel nicht zurecht, hatte ständig Schlägereien, trank und war bei der damaligen Pioniergeneration alles andere als beliebt) von gleichen Erlebnissen las. Auch gab es in Jerusalem, auf dem Berg Zion in der Dominikanerabtei Dormition, zwei wunderbare Bilder von Ernst Fuchs. Er hatte dort an ihnen, ganz im Gegensatz zu seinem sonstigen Erwerbssinn, ein halbes Jahr lang unentgeltlich gearbeitet, sie gehören für mich zu seinen schönsten Werken, ich habe sie jedesmal im Refektorium besucht.

Später erkrankte ich an Malaria (die Ausrottung der sie übertragenden Stechmücken war den Israelis groteskerweise nur bis zur jordanischen Grenze möglich, die sich unseren Feldern entlang hinzog), und als auch noch die Nachricht vom grauenhaften Unfalltod meines besten Freundes, des Wiener Dichters Leopold Pötzlberger, hinzukam, ging ich in einer Art Panik über Wien in die Schweiz zurück, wo ich fünf Jahre in einem Reiseunternehmen arbeitete und zurückgezogen lebte, bis der Schock einigermassen überwunden war. Erschienen sind noch: 1957 die Erzählung «Tobias Klein» im Eirene-Verlag, St.Gallen, die Gedichtbände «durchschossen von blauem sternlicht» (1963 im St.Galler Tschudy-Verlag) sowie 1971 «nachruf für gestrandete fische» im Verlag der Propstei St.Gerold in Vorarlberg. Ferner Gedichte zu Mappen mit Linolschnitten (1967 und 1969) sowie Radierungen (1975) des St.Galler Malers Kurt Wolf, den ich auch als Menschen schätzen lernte. Überhaupt standen mir, Paul Celan ausgenommen, die Maler meiner Generation stets näher als deren Dichter.

1973 erhielt ich in St.Gallen völlig unerwartet die Nachricht von der Verleihung des Hebel-Preises. Nach den vergangenen wenig glücklichen Jahren tat mir die Anerkennung wohl. Auch hatten sich inzwischen manche schöne Beziehungen (etwa zu den Malern Ben Ami und Willy Koch, dem Bildhauer Max Oertli und dem Kreis um die Kellerbühne) ergeben. Dies alles half mir, mich in St.Gallen doch noch, soweit dies einem Menschen wie mir überhaupt möglich ist, zu Hause zu fühlen, wenn auch das Heimweh nach Jerusalem, nach Beer-Sheva und nach der Wüste nie ganz verstummt ist.